

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Angelika Schrobsdorff (Hg.)

Der Vogel hat
keine Flügel mehr

*Briefe meines Bruders Peter Schwiefert
an unsere Mutter*

Mit Kommentaren von
Angelika Schrobsdorff und Claude Lanzmann

Mit einem Nachwort
von Ulrike Voswinckel

Deutscher Taschenbuch Verlag

Alle kursivierten Passagen im Text stammen von Angelika Schrobsdorff. Die Anmerkungen von Claude Lanzmann wurden der französischen Ausgabe entnommen, für die deutschsprachige Ausgabe wurden sie zum Teil ergänzt, insbesondere bei den Briefen. Die Textgestalt der Briefe folgt der in den 70er Jahren für die französische Ausgabe erstellten Abschrift; sie wurde heutigen Regeln behutsam angeglichen. Die Übersetzung der Briefe und Texte, die auf Französisch oder Englisch verfasst wurden, besorgte Ulrike Voswinckel.

Der Verlag dankt besonders Susanne Strajnic, Ulrike Voswinckel und Jürgen Wallenstein, sowie Claude Lanzmann, der uns das Recht zum Abdruck seiner Texte großzügig einräumte. Sie alle haben zum Entstehen dieses Buches wesentlich beigetragen.



Deutsche Erstausgabe

2012

© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© Bildteil: Alle Photos, deren Urheber im einzelnen nicht mehr ermittelt werden konnten, stammen aus dem Privatbesitz von Angelika Schrobsdorff.
Rechtmäßige Ansprüche werden jederzeit angemessen vergütet.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagphoto: aus dem Privatbesitz von Angelika Schrobsdorff

Gesetzt aus der New Caledonia 10,25/14,25'

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28008-2

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil	
Claude Lanzmann – Eine Vorbemerkung	11
Die Briefe I	15
Bildteil	217
Zweiter Teil	
Claude Lanzmann – Zwischengedanken	219
Die Briefe II	225
Anhang	
Gesuch des Peter Schwiefert	273
Ulrike Voswinckel – Nachwort	279

Peter war wie eine Sternschnuppe in meinem Leben, ein leuchtender kleiner Himmelskörper, der einem entgegenfällt und erlischt. Physisch erlischt. Geistig habe ich ihn zwanzig Jahre später kennengelernt, durch seine Briefe an meine Mutter.

Angelika Schrobsdorff,
»Du bist nicht so wie andre Mütter«

ERSTER TEIL

Eine Vorbemerkung

Peter Schwiefert wurde 1945 im Alter von siebenundzwanzig Jahren getötet, und seine privaten Briefe, die hier vorgestellt werden, sind alles, was er hinterlassen hat. Wenn er die Absicht gehabt hatte zu schreiben, dann ließen ihm die geschichtlichen Umstände keine Zeit dazu, so sehr hatte er zu kämpfen mit dem Überleben im Elend des Exils und später als Soldat im Krieg.

Die sechzig Briefe, die er mit Ausnahme des letzten zwischen Dezember 1938 und März 1941 an seine Mutter geschrieben hat, sind herzerschütternde Dokumente, die gerade dadurch so anrühren, weil sie absolut privat sind: Ein Mann, ein sehr junger Mann, der bis ins Herz hinein in die geschichtlichen Ereignisse verwickelt ist, legt sozusagen unwillentlich Zeugnis ab. Aber mehr als diese Zeugnenschaft von den Dramen und Zerreißproben der Emigration und von der Art, wie die verschiedenen Mitglieder einer deutschen Familie auf den Nationalsozialismus reagierten, sind diese Briefe eine angstvolle Befragung einer jüdischen Mutter durch ihren »halbjüdischen« Sohn; leidenschaftlich geliebte Mutter, die aber unaufhörlich infrage gestellt und aufgefordert wird, Entscheidungen zu treffen und sich einer Situation gewachsen zu zeigen, die sie nicht bedenken will oder kann. Es ist der Sohn, der jeden möglichen Kompromiss ausschließt und sich vollkommen zum Judentum

bekannt, während die Mutter schwankt. Ihn, den jungen Mann, von Rilke und Rimbaud beseelt, führte eine radikale Verweigerung zu einer Sprache von extrem politischer Modernität und entsprechend auch zum Handeln. Das war genug, um unter den damaligen Umständen ein exemplarisches und tragisches Schicksal zu erfüllen.

Der erste Brief von Peter Schwiefert aus Faro, damals ein kleines portugiesisches Dorf, ist auf den 6. Dezember 1938 datiert. Er hatte seine Heimatstadt Berlin Ende Oktober desselben Jahres verlassen. Portugal sollte für ihn nur eine Etappe sein, er hatte vor, nach Südamerika zu emigrieren. Gerade einundzwanzig Jahre alt, ohne Beruf und Geldreserven, sah er sich gezwungen, in Faro zu bleiben, wo er während der ersten Monate in großer Armut lebte. Sein Vater, der Dramatiker Fritz Schwiefert, und sein Stiefvater (der zweite Mann seiner Mutter, den er in seinen Briefen Onkel Schr. nennt) fanden seine Entscheidung völlig unangemessen und leichtsinnig und verstanden nicht, dass der Träger eines perfekt deutschen Familiennamens – und unter ihrem Schutz stehend – aus freien Stücken das Exil wählte; sie hatten ihm jede finanzielle Unterstützung verweigert. Auch seine Mutter selbst zog die Aufrichtigkeit seiner Motive in Zweifel.

(Ist es erlaubt, ein kompliziertes Privatleben zu haben, wenn die Geschichte selbst kompliziert und verrückt wird? Die Mutter von Peter – eine überaus verführerische Frau, um die man sich riss in Berlin – hatte drei Kinder, Peter, Bettina, Angelika, von drei verschiedenen Männern, alle nicht jüdisch ... Drei Kinder also, Halbbruder, Halbschwestern, alle »Halbjuden«. Und drei ganz verschiedene Schicksale.)

Vom ersten Brief an ist die Angst des jungen Mannes offensichtlich: Weniger als einen Monat zuvor, in der Nacht vom 9. zum 10. November – in der berühmten »Kristallnacht« –, hatte die Jagd auf die Juden in Deutschland einen Höhepunkt erreicht. Diesmal handelt es sich um ein richtiges Pogrom, das im ganzen Land von der Regierung selbst organisiert worden ist. Ohne Nachrichten von seiner Mutter fürchtet Peter Schwiefert das Schlimmste. Aber er fürchtet auch, dass sie als Preis dafür, in Berlin bleiben zu können, ihre Herkunft verleugnen würde.

Es ist wahr, dass die Mutter bis zum letzten Augenblick gehofft hat, dank ihrer christlichen Ehe durch die Maschen des enger werdenden Netzes schlüpfen zu können. Erich Schrobsdorff, der Vater ihrer jüngeren Tochter Angelika, tat alles, was ihm möglich war, um sie zu beschützen, ebenso wie ihre beiden Töchter. Die »Kristallnacht« bezeichnete, so wie es die Nazis gewollt hatten, das Ende dieser Illusionen. Die assimiliertesten, die respektabelsten, die blindesten der deutschen Juden mussten einsehen, dass sie dem allgemeinen Schicksal nicht entkommen würden. Einige Wochen nach der freiwilligen Abreise ihres Sohnes sah sich die Mutter gezwungen, ihre eigene Emigration ins Auge zu fassen. Wohin sie gehen würde, wann und wie, das wusste sie noch nicht. Aber man wird sehen, dass sie den Tod in der Seele trug ...

Claude Lanzmann, »L'Oiseau n'a plus d'ailes ...« 1974

Die Briefe I

Faro, 6. Dezember 1938

Liebes Muttilein!

Ich bin unendlich unruhig. Was ist geschehen, dass Du mir nicht antwortest? Ich habe seit nahezu einem Monat keine Nachricht von Dir. Lass mich bitte nicht in dieser Sorge. Ich bin nicht so weit aus der Welt, als dass ich nicht um alles wüsste. Ist Euch etwas zugestoßen? Bist du krank? Ich flehe Dich an: schreib mir sofort, und wenn es auch nur einige Zeilen sind.

Ich ersehne Deine umgehende Nachricht und bin Dir in Gedanken und Wünschen immer nah. Sei tapfer, kleine Frau, glaube an die Wendung. Sie kommt. Sie kommt immer. Kann Dir meine Liebe etwas helfen? Ach, wie töricht ich bin! Es kann ja nichts helfen als das eigene Leiden.

Du, dies will ich Dir ins Herz sprechen: verleugne und verfluche nicht Dein Judentum und das Deiner Kinder! Es ist Deine ganze Kraft, Du sollst keine Märtyrerin sein, Du sollst nur lieben, was Dir aufgegeben wurde als eine Auszeichnung. Es ist eine Auszeichnung. Es ist ein schwerer Auftrag. Vergiss es nicht, dass Du allem entkommen kannst, aber nie Dir selbst.

Mit dem innigsten Gebet für Euch alle bin ich
Dein Peter

Meine Liebe,

ich habe verstanden und werde schweigen.

Ich wusste das alles nicht so genau. Ich hatte nur vage Nachrichten. Ich vernahm sie, begriff sie aber nicht. Ich konnte sie nicht zusammenfassen zu dieser Schwere. Erst Dein Brief hat Klarheit gebracht. Für mich erwarte ich nichts, habe es auch in den letzten Wochen nicht mehr getan. Um mich hatte und habe ich keine Sorge. Aber ich schäme mich jetzt, dass ich nur an mich dachte und über dem Eigenen alles andere vergaß. Ist es zu spät?

Ich arbeite schon. Ich gebe deutsche Stunden, werde sie ausbauen und versuchen, in der Stadt Kurse einzurichten. Ich werde tun, was ich vermag, und wenn es so nicht geht, dann auf andere Weise. Ich habe mich radikal auf das Mindestmaß des Notwendigen eingeschränkt. Ich will Dir helfen. Ich stehe Dir ganz zur Verfügung. Wenn Du mich brauchst, so sage es mir. Ich werde kommen. Ich verspreche es Dir. Wenn ich Dir irgendetwas erfüllen, Dir irgendeine Hilfe sein kann – und sei es mit dem Geringsten –, es bedarf nur eines Wortes von Dir. Alles, was ich habe, gehört Dir.

Ich schlage Dir folgendes vor: Lissabon und mein Haus. Es ist eine Möglichkeit.

Ich habe Dir zwei lange Briefe geschrieben, die Du offenbar nicht erhalten hast. Den Deinigen hatte ich seit Wochen erwartet. Auch von Liena* höre ich nichts mehr. Es ist möglich,

* Liena war das junge Mädchen, das er liebte.

dass meine Mitteilungen überhaupt nicht ankommen. Ich wiederhole mit größter Aufrichtigkeit: meine Person und mein Wollen sind unwichtig geworden. Jegliche Teilnahme erübrigt sich.

Dass unter anderen Umständen meine »lyrischen Träume«, wie Ihr es nennt, eine wenn auch ferne Berechtigung haben, musst Du einsehen. Dadurch, dass ich allein war, mit keiner Hilfe mehr rechnete und meinen eigenen Weg gehen musste, ergab sich auch ein eigenes Maß*. Nun gilt ein anderes, denn ich bin nicht mehr allein. Ich habe alles erkannt und will nur noch helfen, mithelfen und mein Teil geben, soweit es in meinen Kräften steht. Glaub mir das!

Schreibe mir, küsse die Kinder und Deine Eltern. Ich bin immer bei Dir. In unendlicher Hoffnung und Liebe,

Dein Peter

* Peter Schwiefert wuchs zuerst bei seinen Eltern auf, dann bei den Großeltern mütterlicherseits. Später kam er in ein Internat, dann für eine kurze Zeit zu seiner Mutter, die wieder verheiratet war (die Beziehung zu seinem Stiefvater war konfliktgeladen). Danach lebte er allein, bis er Berlin verließ.

Meine geliebte Mutti!

Ich bin zu Weihnachten bei Euch – bei Dir, den Kindern und den Großeltern – und umarme Euch so fest wie nie zuvor. Die Weihnacht ist ja nicht wichtig, sondern nur die Gemeinsamkeit und die stille Freude, beieinander zu sein.

Es gibt nicht viel zu sagen. Meine Wünsche sind nicht aussprechbar. Wenn es nur irgend angeht, seid ein klein wenig ruhig. Und ich bitte Euch: habt mich lieb, so wie ich Euch liebe. Ich will Euch die Liebe zeigen, es soll nicht bei Worten bleiben. Ich will alles, alles tun, um Euer Sohn und Bruder zu sein. Jetzt bin ich Euch wirklich ganz nahe und fühle, dass wir uns nicht vergleichen können. Ihr wiegt zu schwer. Ach, ich kann nicht sprechen. Was soll ich auch sagen? Seid stark und haltet Euch aufrecht. Ich will Euch Gutes tun und helfen mit aller meiner Kraft. Vielleicht könnt Ihr mich doch brauchen. Das wäre mein schönstes Geschenk.

Zum neuen Jahr: Hoffnung und noch mal Hoffnung für alles, was in ihm kommen mag.

Eben habe ich einen Brief von Onkel Schr. erhalten. Ich will nicht eingehen auf die maßlosen Unterstellungen, Verfälschungen und Beleidigungen dieser »witzigen« Version von Gedanken und Aussagen, die ich nie gedacht und nie getan habe. Ich will mich nicht verteidigen. Es ist mir unendlich gleichgültig, was die Herren in Deutschland von mir denken. Und sie selbst sind mir genauso egal. Ihnen bin ich schon lange keine Rechenschaft mehr schuldig, und auf das